



Nr. 137.

Freitag, den 12. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Bäglar.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich danke Ihnen, Fritz“, sagte er leise. „Komtesse Thea hat mir soeben gesagt, wie aufopfernd Sie mich pflegen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Sie meinen Schlaf bewachen.“

„Das ist doch nur selbstverständlich, Herr Graf“, erwiderte Oswald, errötend wie ein Schulknabe, den man lobt. „Seit gestern habe ich jedoch den Vorzug, zu diesem Hause zu gehören.“

Dabei fiel sein Blick ganz wie zufällig auf Thea, die ihm freundlich zulächelte.

„Willst Du jetzt nicht wieder ein wenig ruhen, Papa“, sagte sie, indem sie sich langsam erhob. „Du weißt, Du sollst vorläufig so wenig wie möglich sprechen. Ich gehe ins Nebenzimmer; sobald Du mich brauchst, bin ich bei Dir.“

Liebevoll strich sie mit der weichen, feinen Hand über des Kranken bleiche Stirn, neigte sich in weicher Bärtlichkeit herab und drückte einen Kuß auf die blutlose Wange. Dann verließ sie das Zimmer, nachdem sie sich auf der Schwelle noch einmal umgeschaut und ihm zugewinkt hatte.

Schweigend ordnete Oswald noch einmal sorgfältig die Kissen, stellte alles, was er an Medikamenten brauchte, auf dem Tischchen zurecht, und als er sah, daß der Graf die Augen wieder geschlossen hatte, ging er leise hinaus. Im Nebenraum stand die Komtesse am Mitteltisch, den Blick auf die Tür geheftet.

Offenbar hatte sie ihn erwartet, und so konnte er denn, ohne zudringlich zu erscheinen, ihr sagen, was er sich vorgenommen hatte; was er sagen mußte, und zwar so schnell als möglich. Sein Herz schlug ihm hörbar, denn er fühlte, daß er vor einer wichtigen Entscheidung stand.

„Finden Sie nicht auch, Fritz“, begann sie leise, „daß sich mein Vater über Erwarten besser befindet, oder ist es nur eine Einbildung von mir, zu der mich eine trügerische Hoffnung überredet?“

„Nein, Sie täuschen sich nicht, gnädigste Komtesse“, sagte er mit leuchtenden Augen. „Es ist wirklich so, und wir haben alle Veranlassung, dem Himmel dankbar für diese Wendung zu sein.“

„Wir?“ entgegnete Thea und sah ihn mit einem so entzückenden Ausdruck der großen Kinder Augen an, daß es ihn warm überriefelte.

„Ja, Komtesse, wir!“ wiederholte Oswald. „Denn glauben Sie mir, mein vollstes Empfinden ist an jedem noch so leichten Fortschritt zur Besserung auf das innigste beteiligt. Es ist dies keine Redensart eines bezahlten Domestiken, sondern der Ausdruck redlichsten Mitempfindens eines treu ergebenen Mannes, der sich eine große Aufgabe gestellt

hat. Und deshalb, gnädigste Komtesse, möchte ich mit Erlauben, Sie um — eine Unterredung zu bitten.“

Thea sah ihn fragend an. Sie wußte selbst nicht, warum, aber sie hatte das Gefühl, daß der Mensch, der da vor ihr stand, ernste und wichtige Dinge mit ihr zu besprechen haben müsse, und einer unwillkürlichen Regung folgend, deutete sie auf einen Stuhl, ihr gegenüber, während sie selbst in dem hohen Lehnstuhl am Fenster Platz nahm.

Oswald lächelte verlegen und blieb stehen mit den Worten: „Das dürfte sich wohl kaum schicken — aber ich danke, Komtesse, für diese Auszeichnung. Was ich zu sagen habe, betrifft das Wohl meines Herrn und vielleicht das Schicksal dieses mir vor wenigen Tagen teuer gewordenen Hauses.“

„Das Schicksal unseres Hauses?“ wiederholte Thea, auf's höchste verwundert.

„Ja, gnädigste Komtesse — und deshalb zwingen mich die eigenartigen Umstände, Ihnen Mitteilungen zu machen, die ich unmöglich Ihnen vorenthalten darf, wenn meine Mission in diesem Schloß gelingen soll. — Es wird mir schwer, die rechten Worte zu finden, und ich bitte von vornherein, mich nicht für dreist und unbescheiden zu halten, wenn ich es wage, an meine Herrin einige Fragen zu stellen.“

„Fragen Sie, Herr Weber“, entgegnete Thea. „Fragen Sie mich, was Sie wollen. Ich bin von Ihrer Treue und Anhänglichkeit überzeugt, und wenn ich auch seit gestern manches nicht ganz verstehe, so vertraue ich Ihnen doch.“

„Ich danke Ihnen, gnädigste Komtesse, für dieses bedingungslose Vertrauen, und um mich dieses Vertrauens würdig zu erweisen, hat ich um diese Unterredung. Einen Teil dessen, was Ihnen dunkel und unbegreiflich erscheint, möchte ich mir zu erklären erlauben, dazu bedarf ich der unbedingten Verschwiegenheit Ihrerseits. Darum möchte ich von vornherein bitten, bevor ich wagen kann zu reden.“

„Sie verlangen also, ich soll mit Ihnen ein Geheimnis teilen?“ fragte Thea, indem sie Oswald forschend ansah, denn sie fand ihn heute so seltsam verändert, so ernst und entschlossen, daß sie sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren konnte.

„Ja! Ich verlange, daß die Gräfin Neudorf mit mir, dem Domestiken, ein Geheimnis teilt. So sonderbar das auch erscheinen mag, so sehr dieses Ansinnen Sie auch befremden möge, so kann ich mir doch nicht anders helfen, als meine Bitte zu wiederholen. Aber fürchten Sie nichts, Komtesse, die Angelegenheit betrifft nichts anderes, als das Wohl dieses Hauses, die Zukunft Ihrer Familie und das Leben des Herrn Grafen.“

„Sie erschrecken mich tödlich, Fritz“, entgegnete Thea, und richtete sich halb im Sessel auf, die Augen mit einem Ausdruck flehender Angst auf den Sprecher geheftet, der mit gedämpfter Stimme fortfuhr:

„Erschrecken dürfen Sie nicht, Komtesse, denn die eigentliche Gefahr ist vorüber. Ich suche in Ihnen nicht das zarte Mädchen, dessen weiche Seele sich schon vor einem drohenden Gewitter zusammenzuckt, sondern die starke Tochter Ihres Herrn Vaters, die mir eine Bundesgenossin sein muß in einem großen Kampf!“

„Einem Kampf? — Gegen wen?“

„Gegen einen unsichtbaren, aber gefährlichen Feind Ihres Glückes. Aber erschrecken Sie nicht, ich kenne diesen Feind, derselbe Zufall, der mich in dieses Haus geführt hat, ließ mich ihn entdecken und damit ist seine Gefährlichkeit größtenteils schon gebrochen. Seinen Namen Ihnen zu nennen, ist mir heute noch nicht möglich, denn ich weiß ihn selbst noch nicht. Aber ich werde ihn finden. Verlassen Sie sich darauf. — Darf ich auf Ihre Hilfe rechnen? Wollen Sie mir beistehen und auf kurze Zeit den Diener in mir vergessen und nur den — Beschützer sehen?“

Thea war während seiner Worte aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und nieder.

Als er schwieg, war alles totenstill um die beiden her. Man hörte nichts als das leise Rauschen ihres Gewandes über den dicken Teppich.

Endlich blieb sie dicht vor Oswald stehen.

In ihrem schönen, jungen Gesicht lag ein Zug fester Entschlossenheit, und aus den blauen Augen sprach ein energischer Wille, als sie ruhig und kurz sagte:

„Ich will!“

Damit streckte sie ihm die Hand hin, eine völlig unwillkürliche Bewegung, in der sie alles um sich her vergaß, auch die ungeheure Schranke, die sie von dem Manne trennte, der doch im Grunde genommen nichts anderes war, als ein Diener ihres Hauses.

Aber sie wollte ihm durch dieses entschlossene Hinstrecken der Hand zeigen, daß sie bereit war, der ernstesten, gemeinsamen Sache zuliebe diese Kluft zu vergessen. Sie folgte, wie immer im Leben, einem impulsiven Gefühl, und sie wußte genau, daß sie dabei das Rechte traf.

Langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit, ergriff Oswald die seine Hand und verbeugte sich tief, indem er sagte: „Ich bin gewiß, gnädigste Komtesse, daß Sie das Versprechen strengster Diskretion halten werden, denn davon hängt unendlich viel ab. Und nun, bitte, hören Sie, denn die Minuten sind kostbar, und ich möchte um keinen Preis, daß Baroness Julia Zeugin wäre, daß ich mit der Herrin des Hauses eine Unterhaltung habe, die über den Verkehr der Herrschaft mit dem Diensthofen hinausgeht. Die erste und wichtigste Frage ist die: Wer in Ihrer Verwandtschaft hat am Leben oder Hinscheiden des Herrn Grafen ein großes persönliches Interesse?“

Thea fuhr zurück bei dieser Frage, als wenn ein Blitz an ihr vorbeizügelte, und antwortete mit bebender Stimme: „Niemand, als mein Vetter, Graf Vodo von Reuded, an den nach dem Tode das Stammgut und ein großer Teil des Vermögens fällt! Aber Sie glauben doch nicht —“

„Ich glaube gar nichts, Komtesse, ich vermute nur, und deshalb bitte ich Sie, antworten Sie mir auf meine Fragen, die meine Vermutungen entweder bekräftigen oder zerstören sollen. Sollen Sie diesen Vetter einer niedrigen Handlung fähig?“

„Jedes Bubenstück der Erde traue ich ihm zu!“, rief sie mit blinkenden Augen, „denn er ist ein niedriger, abscheulicher Charakter!“

„Und er steht mit dem hiesigen Schloß in keinerlei Verbindung?“

„Meines Wissens nicht! Denn mein Vater hat sich von ihm losgesagt, und ich selbst habe ihm die Tür gewiesen! — Ihre Fragen erinnern mich an die häßlichsten Tage meines Lebens, deren Gedächtnis mir heute noch das Rot der Enttötung in die Wangen treibt. Von Jugend auf war er

mir antipathisch und ich hätte mir lieber das Leben genommen mit eigener Hand, ehe ich die Seine geworden wäre. Wie oft habe ich in den letzten Tagen mit Entsetzen daran gedacht, daß mein geliebter Vater sterben könnte und mich schutzlos zurückließe den Machinationen dieses Mannes gegenüber, der nie aufhören wird, mich zu hassen!“

„Darüber seien Sie ruhig, gnädigste Komtesse, so lange ich lebe, wird niemand wagen, Ihnen ein Leid zuzufügen!“ entgegnete Oswald mit blinkenden Augen, und in seiner Stimme zitterte es leise, wie verräterische Leidenschaft. „Nun aber noch eins! Aber bitte, erschrecken Sie nicht, denn jetzt komme ich zu dem Geheimnis, das Sie von nun an gezwungen sind, mit mir zu teilen. Ich glaube in diesem Schloß einen Spion dieses Veters entdeckt zu haben, der ihn über alles genau unterrichtet, was hier vorgeht.“

„Hier — in diesem Hause?“

Oswald, der befürchtete, mehr gesagt zu haben, als nötig war, entgegnete beruhigend: „Nicht im Hause selbst, aber ganz in der Nähe, und deshalb muß ich heute abend nach der Stadt, die Medizin selbst vom Arzt zu holen. Dabei hoffe ich, Gelegenheit zu finden, den Unbekannten auf frischer Tat zu ertappen!“

„So werden Sie die Baroness begleiten auf ihrer Reise?“

„Nein! Im Gegenteil, ich möchte Sie bitten, Komtesse, die Baroness so wenig wie sonst jemanden ahnen zu lassen, daß ich das Schloß verlasse. Ich vermute nämlich, daß auch Baroness Lingen gefälscht worden ist, und zwar von jemanden, der ihrer Protektion seine Anstellung verdankt, und um allen Weiterungen und Erklärungen aus dem Wege zu gehen, darf Baroness Lingen keine Ahnung von meiner Reise haben!“

„Gut! Wie Sie wünschen!“ antwortete Thea mit einem langen Blick auf Oswalds ehrliches Gesicht, den er jedoch nicht zu bemerken schien, denn er fuhr sogleich eifrig fort:

„Während ich nun heute fern bin, muß aber an meiner Stelle ein zuverlässiger Mensch in dem für mich bestimmten Altkoben wachen. Ich kenne das Personal des Schlosses zu wenig, um mir einen Vorschlag erlauben zu können, und muß daher Sie, gnädigste Komtesse bitten, die Wahl zu treffen!“

„Sagen Sie dem Stallburschen Christian, daß er für Sie die Nachtwache übernimmt. Er ist durchaus zuverlässig und ein treu ergebener Mensch!“

„Ich werde ihn nachher sofort aufsuchen. Vielleicht sagen ihm Komtesse, aber erst wenn ich fort bin, daß er sich in Zukunft all meinen Anordnungen fügen soll, auch wenn sie zuweilen sonderbar erscheinen mögen. Wenn Sie, seine Herrin, ihm sagen, daß er mir vertrauen soll, so wird dies sicherlich genügen!“

„Ich werde es tun, verlassen Sie sich darauf. Sie werden bei Ihrer Rückkunft an ihm einen absolut zuverlässigen und ergebenen Menschen für Ihre Zwecke finden! — Nun aber beantworten Sie eine Frage. Was veranlaßt Sie, den Fremden, hier mit so zäher Ausdauer für das Wohl einer Familie einzutreten, die Sie bis vor wenigen Tagen nicht einmal dem Namen nach kannten?“

„Das zu beantworten ist leicht, gnädigste Komtesse. Ich fand ein freundliches Entgegenkommen bei dem Herrn Grafen, bei Ihnen ein vornehmes Mitgefühl für mein unbedeutendes Geschick. Das ließ mich vom ersten Augenblick an das Haus lieben, das mich von der Landstraße aufnahm. In den ersten Stunden stieg ein Verdacht in mir auf, daß ein gehässiger Feind eben dieses Haus umschleiche, und da erwachte in mir das einfache Gefühl der Pflicht, dieses Dach zu schützen, soweit ich es vermag. Und wenn mir dies gelingt, woran ich keinen Augenblick zweifle, so ist die Lösung dieser Aufgabe die schönste meines Lebens und läßt mich am Ziel mit gerechtem Stolz aus diesen Räumen scheiden!“

„Scheiden?“ wiederholte Thea und sah ihn groß an. „Weshalb denn scheiden, wenn Sie ein so großes Ziel er-

reicht haben? Weshalb wollen Sie denn nicht bleiben, wo Sie eine solche Fülle von Dankbarkeit gesät, um die Früchte Ihres edlen Handelns zu genießen?"

Oswald lächelte fein und sagte leise: „Weil es mir dann vielleicht nicht mehr möglich wäre, mich ganz wieder in das zu fühlen, was ich doch eigentlich bin, sich nie im Leben hinwegleugnen lassen kann und wird, der Diener des Hauses. — Wenn ein erprobter Diener in einem Schiffbruch das Leben seiner Herrin gerettet, wenn er sie in seinen Armen durch die Wellen zum Strande getragen hat, dann, gnädigste Komtesse, ist es für ihn Zeit, mit dem Wort des Dankes von ihren Lippen zugleich Abschied von ihr zu nehmen. Denn so unbefangen ihr dienen wie einst, das kann er dann nicht mehr, wenn er — jung ist, wie ich! — Sie verstehen nun gewiß, weshalb ich gehen muß! — Aber lassen Sie uns jetzt von nötigeren Dingen sprechen. Ich gedenke heute nacht in der Residenz den Vermittler zwischen Schloß Neudeck und Ihrem Herrn Better vor allen Dingen kennen zu lernen und ihn auf diese Weise ein für allemal unschädlich zu machen. Morgen erhalten Sie genaue und ausführlichen Bescheid!"

„Wollen Sie mir auch noch eine Frage beantworten, Fritz?" fragte Thea, als Oswald sich schon zum Gehen wandte.

„Gern", entgegnete dieser und blieb stehen.

„Zu welchem Zweck erbaten Sie sich den Zettel, den mein unglücklicher Bruder mir zum Abschied geschrieben."

„Ich wollte die Handschrift des Herrn Grafen mit einer anderen vergleichen und bitte deshalb, den Zettel noch einige Tage in meinem Besitz zu lassen, bis ich mit meinem Versuch ins Klare gekommen bin."

„Gut! Ich danke Ihnen und — glückliche Reise."

Damit ging Oswald und stieg langsam die Treppe nach seinem Zimmer hinauf. Im ersten Stock begegnete ihm Baroness Julia, und ohne ihn eines Blickes zu würdigen, schritt sie an ihm vorüber. Sie trug ein einfaches, graues, ziemlich unscheinbares Reisekleid und um die Schultern einen schmalen, seidenen Schal mit kleinen Quasten aus lila Chenille, genau solchen, wie Oswald einen heute nacht im Getüfel des Korridors eingeklemmt gefunden hatte.

Ein triumphierendes Lächeln glitt bei dieser Wahrnehmung um seine Lippen, und mit fieberhafter Ungeduld sehnte er die nächsten Stunden herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlumpfschütze.

Skizze von Maximilian Strad (Niel).

I.

„Wache — marsch!"

Sechs Mann unter Führung des Unteroffiziers Gippert marschieren in festem gleichmäßigen Schritt über den Kasernenhof zum Gittertor hinaus.

„Rührt euch!"

Es ist die Buchthauswache, die eine halbe Stunde früher als die übrigen abruft, um pünktlich zur Ablösung zur Stelle zu sein. Sie hat den weitesten Weg und dabei nicht die Vorteile der Außenwachen, deren Posten sich in Gottes freier Natur ergeben. Droben auf der Strafanstalt stehen die beiden Posten, jeder auf einem der beiden Göße, noch dazu durch eine hohe Mauer getrennt; die Bretterklur in dieser Scheidewand muß nach der Vorschrift verschlossen werden, damit, namentlich nachts, die beiden Posten nicht beieinander stehen und sich unterhalten, anstatt aufzuwachen. So sieht sich denn der Posten auf allen Seiten von hohen roten Backsteinmauern umgeben: hier die Umfassungsmauern, dort die Flügel des Gefängnisses mit der verzweifelten öden Regelmäßigkeit ihrer Fensterscheiben.

„A fein's Wetter ist das," sagt ein großer, blonder Burche zu seinem Nebenmann, nachdem „ohne Tritt" kommandiert und also das Sprechen erlaubt ist.

„Si — fa buon tempo!" entgegnete der andere mürrisch. Es ist ein lang aufgeschossener Mensch, dessen kleine,

schwarze Augen aus einem gelblichen Gesicht mit lantern-dem Blick hervorstechen. Sein Nebenmann grinst.

„Na, Seppel, bist wieder a mal schlecht aufg'legt?"

Er weiß Bescheid: wenn Giuseppe Barini eine gut deutsche „Ausprach" in seinem heimatlichen Welsch beantwortet, so ist mit ihm nichts anzufangen, — dann hat er seine „Tour". Er ist von Geburt Lombard aus einem kleinen Neste bei Verona. Erst mit zwölf Jahren ist er mit seinen Eltern — sein Vater suchte und fand Beschäftigung bei einem Bahnbau — nach Deutschland gekommen und hat bis dahin noch kein deutsches Wort gewußt. Nachher hat sich der Vater samt den Seinigen naturalisieren lassen, nachdem er von seinen Ersparnissen ein kleines Geschäft angefangen hatte. So muß denn Giuseppe seine Dienstpflicht in einem deutschen Regiment ableisten, was ihm bitter und leid genug ist. Denn er haßt die „male-detti vordäi tedeschi", die so unhöflich sind, ihn als „harmlose Fremde" weidlich zu hänseln, weil es trotz seines zehnjährigen Verweilens im Lande immer noch recht schlecht mit seinem Deutsch bestellt ist.

Toni Ortner hat aber recht: das Wetter ist wundervoll! Der wankelmütige April zeigt sich bei bester Laune. Ein linder Wind weht vom reinen, hellblauen Himmel, auf den Wiesen sprießen die ersten Blumen, die Knospen der Bäume schwellen, und hier und da lugt bereits ein Blättlein fürwichtig aus der braunen Hülle hervor. Wenn man in dieser Jahreszeit überhaupt prophezeien könnte, so wäre man für morgen eines wunderherrlichen Ostersonntages sicher.

Da ist es denn auch eine Lust zu marschieren, die Musketiere sind so vergnügt und werden zuweilen so laut, daß der Unteroffizier sie mit einem freundlichen, väterlichen Donnerwetter ersuchen muß, doch das Maul nicht gar so ungeniert spazieren zu lassen. Das leichtlebige Völkchen denkt weder an die vor ihm liegenden öden vierundzwanzig Stunden, noch beneidet es die Kameraden, die jetzt im Osterurlaub sind. Jeden Augenblick kann man ja nicht nach Hause fahren, und alle wie sie da sind hatten ihren Weihnachtsurlaub gehabt.

Nur einer nicht: Giuseppe Barini. Er ist und bleibt ein schlechter Soldat — außer Turnen kann er nichts — er exerziert schlapp, seine Griffe sind miserabel, und er ist ein „Schlumpfschütze" erster Güte.

Endlos dehnt sich ihm der Weg, er sieht nichts von der Pracht, von dem Drängen und Werden um ihn her — sein finsterner Blick sucht zu wiederholten Malen den Unteroffizier, der rechts neben der ersten Rote marschiert.

Endlich ist man oben auf dem Berge angelangt, der bisherige Wachhabende schließt die Tür zum Wachlokal auf, die neue Wache zieht ein und legt die Tornister ab, die beiden ersten Räumern der Ablösung laden ihre Gewehre, pflanzen die Seitengewehre auf und werden in den Hof hinausgeführt. Währenddessen übergibt der Wachhabende die Wache seinem Nachfolger, und dann zieht die alte Wache vergnügt ab — heute nachmittag kein Dienst mehr und morgen ist Ostern!

Unteroffizier Gippert sorgt alsbald dafür, daß seine „Kerls" den Wachdienst nicht als eine Sommerfrische ansehen. Er nimmt mit ihnen die Wachinstruktion durch. Wachsamkeit, auf jedem Posten die Hauptfache, ist hier vor allem dringend geboten. Denn die „Schweinigel", die hier zu bewachen sind, haben den zwar begreiflichen, aber durchaus unstatthafter Wunsch, die goldene Freiheit wieder zu erlangen. Um diesen Wunsch zu verwirklichen, gehen sie mit außerordentlicher List und Verwegenheit zu Werke — und es sind viele alte „Praktikusse" unter ihnen, die ihre gründlichen Erfahrungen haben. Also, so wie man — namentlich nachts, — etwas Verdächtiges bemerkt, angrufen — und wo dies nicht geht — sofort schießen! Aber auch treffen — das ist die Hauptfache! Denn fehlt der Posten und entkommt der Verbrecher, so wandert der Posten in den Kästen!

Und dann die Nachtaufseher! Es sind alles gediente Soldaten. Sie bringen den Posten in Versuchung — sie

gehen auf den Posten zu — stehen auf sein erstes und zweites „Halt!“ nicht. Dann den Sicherheitsflügel herum und das Gewehr an die Wache! Und steht er auf das dritte „Halt!“ nicht, dann ist es ein verkleideter Sträfling, der den Wächter überfallen, womöglich ermordet hat und nun in dessen Uniform zu entfliehen gedenkt. In diesem Falle — schießen und treffen!

Dasselbe Schicksal, nämlich von einem Sträfling überumpelt, überwältigt und stumm gemacht zu werden, kann nur aber auch jeden Posten oder gar den Wacht habenden ereilen. Deshalb wird nachts jeder, auch wenn er Soldatenuniform trägt, angerufen und nach der Parole gefragt.

„Also — da der Barini“, fährt der Unteroffizier in seiner Belehrung fort, „es kommt einer nachts auf Sie zu — Sie denken, es ist der Wacht habende, der die Posten revidieren will. Was tun Sie?“

„Ich rufe an: 'alt! Und wenn er steht, ich frag': Werr da? Und wenn sagt: Derr Wacht habende, ich frag: Parole? Und wenn er weiß, ich sag': Kann passieren.“

„Donnerwetter — der Kerl weiß ja was,“ fährt der Unteroffizier ganz erstaunt auf, „es war richtig, Barini! Wenn er aber nun nicht steht, oder die Parole nicht weiß — und er kommt auf Sie zugestürzt — was dann?“

„Dann id' schieß!“ stößt der Italiener so rasch hervor, daß der Vorgesetzte laut auflacht und ruft:

„Natwohl, in die Luft! Schlumpfschüß! — Daß Sie hierher kommandiert worden sind, war ja wohl lediglich ein Irrtum vom Herrn Feldwebel. Na, wir werden ja sehen!“

Damit bricht der Unteroffizier die Instruktion ab und vertieft sich in ein Heft, das den verlockenden Titel führt: *Leben, Taten und Abenteuer des berühmten Räubers Matthias Kneißl, genannt der neue bayerische Hiesl*.

II.

Drei Uhr morgens — es ist noch völlig dunkel, ein leichter Nebel liegt über der Erde. Giuseppe Barini steht Posten — zum dritten Male. Seine Gedanken sind in wilder Aufregung, er beißt die Unterlippe, daß sie blutet.

Dieser Unteroffizier! . . . Wie hat er ihn gequält und geschunden in den siebzehn Monaten, seit er Soldat ist. Gleich in der Rekrutenzeit. Die Augen funkeln, die Adern an Hals und Schläfen schwellen dem Manne an, wenn er an die Qualen denkt, die er während dieser Zeit durchgemacht hat! Wie oft hat Gippert, der Barinis ausbildender Unteroffizier war, ihn, den Totmüden, mitten in der Nacht aus dem Schlafe gerissen und ihm befohlen, das Bett aufs neue zu machen! Wie oft mußte er bei bitterer Kälte drei Uhr nachts barfuß und nur in Unterkleidern hinaus auf den Korridor und dort „Griffe kloppen!“ Das hat er ja mit den Kameraden auch so gemacht, aber lange nicht so oft wie mit ihm, dem schlechten, schlappen Soldaten. Und er hat sich doch stets so große Mühe gegeben — nicht aus Liebe zur Sache, sondern nur um seinen Peiniger zufrieden zu stellen.

Aber auch als die Ausbildungszeit vorüber war, als das Kompagnie-Exerzieren losging, war es nicht besser geworden. Wenn etwas nicht klappte, wer war meistens schuld? Der Barini natürlich!

Wehe aber, wenn er gar schlecht geschossen — und das hatte er immer! Schon beim Nachzielen der „schlechten Schützen“ war er weißlich gequält worden — aber Unteroffizier Gippert hatte ihn dann noch einmal auf der Stube vorgenommen, ihn in die Kniebeuge gehen und so lange „pumpen“ (Gewehr beugen und strecken) lassen, bis ihm grün und gelb vor den Augen geworden war. Einmal war er dabei ohnmächtig geworden. Da hatte der Unteroffizier ihm einen Krug kaltes Wasser über den Kopf gießen lassen, bis er wieder zur Besinnung gekommen war.

„So, du Hundesohn!“ hatte er ihn dann angedonert, „merk' dir das für das nächste Schießen! Und wenn du da wieder keine Bedingungen nicht erfüllst, dann, Kerl, gnade dir Gott!“

Wie oft hatte Barini versucht, auf dem Schießstande oder bei sonst einer Gelegenheit eine scharfe Patrone beiseite zu bringen — aber noch nie war es ihm gelungen. Es wurde immer so scharf aufgepaßt und er war stets in so furchtbarer Aufregung gewesen. —

Und jetzt — jetzt hatte er ein geladenes Gewehr auf der Schulter!

„Ah — wenn er jetzt käme,“ knirscht Giuseppe, „Swein — wälsche Strauchdieb — Schlumpfschüß! — Corpo di Bacco — wollt ich dir zeigen — den Schlumpfschüß!“

Die Uhr droben auf dem Zuchthaus schlägt ein Viertel — eine Tür knarrt — Schritte werden hörbar, kommen näher . . .

„alt!“ ruft der Posten scharf.

Die Umrisse einer Soldatengestalt werden beim Laternenschein durch den Nebel sichtbar. Giuseppe kennt diese Gestalt — jede Linie, jede Bewegung — ein Zweifel ist garnicht möglich — seine Augen treten aus den Höhlen, seine Muskeln straffen sich. Und der andere steht nicht — er kommt rasch auf den Posten zu. Der reißt das Gewehr an die Wache, legt den Finger an den Abzug und „nimmt Druckpunkt.“

„alt!“

Aber Giuseppe Barini wartet gar nicht ab, ob der andere stehen bleibt, fast gleichzeitig mit dem Rufe kracht der Schuß, der Fall eines schweren Körpers erdröhnt auf dem Pflaster des Hofes, und man hört das Rollen eines zu Boden gefallenem Helmes.

Giuseppe Barini tut einen tiefen Atemzug, dann eilt er zum Schilderhaus und zieht die bei diesem befindliche Alarmlöcher für die Wache. Und schon kommt die Mannschaft herbei, denn der Schuß hat sie ohnedies alarmiert.

„Irrherr! Irrherr!“ schreit Giuseppe, „ich 'abe geschossen eine Kerl, die nit 'at gestanden auf mein dreimal 'alt! Wo is Unteroffizier?“

„Mensch —! Hast ja den Unteroffizier selber erschoss'n?! — Grad vorhin is er 'ausgegangen, Posten revidieren.“

Man leuchtet dem Erschossenen ins Gesicht — die Kugel ist ihm mitten durch die Stirn gedrungen.

„Daß sich Gott erbarm!“ sagt einer der Soldaten erschüttert, nimmt den Helm ab und tut ein stummes Gebet. Die Kameraden tun ihm gleich, und auch Giuseppe Barini nimmt den Helm ab — aber er betet nicht — seine Augen funkeln in unterdrücktem Triumph.

„Bestia!“ flüstert er unhörbar, „diesmal er 'at richtig geschossen — der Schlumpfschüß!“

Giuseppe Barini wird verhaftet und vors Kriegsgericht gestellt — aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Man mußte es ihm eben glauben, daß er bei dem Nebel den Unteroffizier nicht erkannt habe. Er behauptet, er habe vorschriftsmäßig dreimal „Halt!“ gerufen und erst als der andere auch dann nicht gestanden, habe er geschossen, weil er ihn für einen verkleideten Sträfling und Ausbrecher gehalten habe. Man kann ihm das Gegenteil nicht beweisen, denn man kann keine Zeugen aufreiben. Der andere Posten hat sich ganz am entgegengesetzten Ende des Hofes befunden und so naturgemäß nur den Schuß, nicht aber den Anruf hören können, und die in dem nächstliegenden Flügel untergebrachten Sträflinge behaupteten gleichfalls, nur den Schuß gehört zu haben. Zwar war festgestellt, daß der Unteroffizier den Barini stets sehr schlecht behandelt und noch am selben Nachmittag ausgescholten habe. Aber das Gericht zog auch in Betracht, daß der Erschossene bereits früher einmal eine derartige „Probe“ gemacht und sich hier wohl noch darauf verlassen hatte, der Schlumpfschüß werde ihn bei dem dichten Nebel doch nicht treffen.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Kalifornien, Arion, Diane, Irene, Zeile, Orkan, Ranta, Nette, Ilta, Elfen, Ronne.